Vaterland.

Von **Julius Ludassy.**

(Neues Wiener Journal.)

„An's Vaterland, ans teure, schließ' dich an!“ So sang einmal der Dichter. Tausende fühlten sich durch seine Worte begeistert, sie handelten nach ihnen, warfen sich um des Vaterlandes willen dem Feind entgegen und starben den Tod für die Heimat. Der Klassiker, der die Jugend nicht mehr entflammt, dessen edler Schwung die Herzen nicht mehr erhebt, dessen Gedankenfülle nicht mehr bewundert wird, er sagt gar geradezu: „Der Oesterreicher hat ein Vaterland; er liebt's und hat auch Ursach' es zu lieben.“ Heute herrscht eine andere Parole. „Ubi bene — ibi patria!“ Wo es dir gut geht, dort ist dein Vaterland! In Oesterreich aber geht es heute niemand gut, nicht einmal den Kriegsgewinnern. Niemand sieht daher in dem armen kleinen Staat, in diesem Rumpf einer Monarchie, dem die Weltgeschichte die Gliedmaßen vom Leibe geschnitten hat, in diesem elenden Krüppel eines Reiches sein Vaterland, niemand liebt diese zertrümmerten, zerstampften, verwüsteten Gaue, über die noch immer soviel Schönheit, soviel Liebreiz gebreitet ist. Mit dem Begriffe des Vaterlandes ist der edelste Stein aus unserem sittlichen Bewußtsein gebrochen, wir haben keine Hingabe an Höheres, keinen moralischen Halt, keinen Charakter mehr. Man arbeitet nicht. Man läßt sich nur für Arbeit bezahlen, die womöglich nicht geleistet wird. Oft geht man noch weiter, ist man noch fortgeschrittener, nimmt man bereitwillig dafür Geld, daß man überhaupt nichts tut, dafür, daß man das Böse unterläßt. Es ist eine schiefe Ebene, auf der das Ethos der Bevölkerung von Tag zu Tag mehr herabgleitet. Schon gibt es Menschen, die sich unter dem Druck der Not zu Verwerflichem verdingen. Die Zermürbung der Grundsätze weist sich an der Leichtherzigkeit, mit der jeder die Verordnungen und Verfügungen der Regierung umgeht, zeigt sich an der rohen Genußsucht, mit der Spiel und Völlerei mitten in darbender Not um sich greifen. Rechtschaffenheit, Gewissenhaftigkeit, Fleiß, diese bürgerlichen Tugenden, die bei uns auch den kleinen Mann, den Arbeiter, den Proletarier zierten, sie werden als bourgeoismäßig betrachtet und verachtet. Kapitalisten verleugnen um des Mammons willen das Land, in dem sie ihre Reichtümer zusammenscharrten. Das Verbrechen breitet sich aus. Uebeltäter schwingen sich wie in München so auch in der Wiener Bankgasse zu Hütern der Ordnung auf, um im Trüben zu fischen. Abenteurer, die aus dem Unglück eines Volkes Nutzen ziehen wollen, strömen aus fremden Gebieten herbei, um hier Gifte zu mischen oder Revolver knallen zu lassen. Deutschösterreich wird ein Hexenkessel, in dem alles Frevle, alles Abscheuliche kocht und brodelt; man kann es den Bedrängten nicht verübeln, wenn sie von Auswanderung sprechen, wenn sie sich nach Argentinien, nach Brasilien sehnen, wenn sie sich im fernen Lande eine neue Heimat begründen wollen.

Gewiß, in den Zeiten der weiland Monarchie hat man oft vom Staatsgedanken gesprochen, ohne auf ihn bedacht zu sein; er schwebte wie ein göttlicher Geist über den Wassern des öffentlichen Lebens, und vereinzelte Schwärmer nur, wie Biedermann einer war, dichteten ihm eine schöpferische Macht an. Allein mag der österreichische Staatsgedanke auch nur ein Hirngespinst gewesen sein, es ward doch vor dem verhängnisvollen Oktober 1918 nie [illegible]t, daß Linz sich von Wien ab[illegible]rte, daß Salzburg sich als Son[illegible]aat fühlte, daß Tirol separatistische [illegible]ste hegte, daß Vorarlberg den Ab[illegible]dsbrief schrieb. Stadt und Land [illegible] zerfallen, sie liegen einander in den [illegible]ren, sie hadern wie ergrimmte Ehe[illegible]. Kommt man in die Berge, so [illegible] man nur, wie unzufrieden Alt und [illegible] mit der Wiener Wirtschaft ist; [illegible] man in die Stadt zurück, so ver[illegible]t man hinwieder die Klage, daß [illegible] Bauer den Bürger, den Arbeiter [illegible]hungere und ausbeute. Dazu gesellt [illegible] auch noch der jähe Verfall aller [illegible]tur. Die Eisenbahn funktioniert [illegible] notdürftig. Warum? Ach, die [illegible]lennot! Das ist begreiflich. Aber [illegible] Waggons starren vor Schmutz, ohne [illegible] die Reinlichkeit von der Kohlenzu[illegible]r bedingt wäre, und die Post der [illegible]ublik steht weit hinter der k. k. Post [illegible]ück, wiewohl nicht einzusehen ist, wa[illegible] öffentlicher Dienst nicht bleibt, [illegible] er gewesen ist, warum Ver[illegible]tung, die nicht auf Rohstoffe an[illegible]iesen ist, so tun muß, wie wenn [illegible] aus guten Gründen stehlen müßte. [illegible] diesem allgemeinen Erschlaffen, an [illegible]sem allgemeinen Verfalle krankt das [illegible]terland; an der plötzlichen Lethargie [illegible]ß es zugrunde gehen, wenn nicht ein [illegible]rker Wille auftritt, der zu befehlen [illegible]ß und zu organisieren. Wie ist diese [illegible]iedenspsychose entstanden, die schlim[illegible] ist, als alle Kriegspsychosen? Un[illegible]fahrenheit, Unwissenheit und Leichtfer[illegible]keit haben uns regiert. Sie haben [illegible] schweren sozialen Krankheiten her[illegible]rgerufen, an denen der Körper der [illegible]sellschaft daniederliegt. Wer wird [illegible] nun von dem Uebel erlösen? Siehe [illegible] — flugs kommen Unerfahrenheit, [illegible]wissenheit und Leichtfertigkeit herbei. [illegible]it großen Worten, mit blendenden [illegible]rsprechungen suchen sie die Armen, [illegible] Entkräfteten für ihre Pläne zu ge[illegible]nnen. Es behagt ihnen nicht, daß [illegible] Sozialdemokratie sich bei uns müht, [illegible]n verfahrenen Karren wieder aus dem [illegible]rast zu heben. Sie entfalten die [illegible]ahne des Kommunismus. Keine De[illegible]okratie! Kein allgemeines und glei[illegible]s Wahlrecht! Keine Herrschaft der [illegible]ehrheit! Die Diktatur des Proleta[illegible]ts! Die Räterepublik! „Die Fa[illegible] den Arbeitern, der Boden den Bau[illegible]n!“ Hoch Spartakus! Das ist die [illegible]ue Heilslehre Lenins und Trotzkis. [illegible]ie soll uns Genesung bringen. Ver[illegible]g sie das? Karl Kautsky hat diese [illegible]rage in seiner gehaltvollen Schrift „Die Diktatur des Proletariats“ klar beantwortet. Er sagt: „Der Sozialismus, das heißt allgemeiner Wohlstand innerhalb der modernen Kultur, wird nur möglich durch die gewaltige Entfaltung der Produktivkräfte, die der Kapitalismus mit sich bringt, durch die enormen Reichtümer, die er schafft und die sich in den Händen der kapitalistischen Klasse konzentrieren. Ein Staatswesen, das diese Reichtümer durch eine unsinnige Politik, etwa einen erfolglosen Krieg, vergeudet hat, bietet von vornherein keine günstigeren Ausgangspunkt für die rascheste Verbreitung von Wohlstand in allen Schichten. Wenn als Erbe der bankrotten Staatsgewalt nicht ein demokratisches, sondern ein diktatorisches Regime auftritt, verschlimmert er noch die Situation, da es den Bürgerkrieg zur notwendigen Folge hat. Was da an materiellen Mitteln noch übrig bleibt, wird durch die Anarchie verwüstet.“

Kautsky zitiert auch eine Stelle aus Maßloffs Werk „Die Agrarfrage in Rußland“, in dem dieser Autor sagt: „Der Versuch, die Wirtschaften auszugleichen, ist nur auf dem Boden allgemeiner Armut zu verwirklichen.“ In den „Thesen über die sozialistische Revolution und die Aufgaben des Proletariats während seiner Diktatur in Rußland“ beginnt die zehnte These mit folgenden Sätzen: „Der Sinn der proletarischen Diktatur besteht sozusagen im permanenten Kriegszustand gegen die Bourgeoisie. Es ist also ganz klar, daß alle, die über Gewalttaten der Kommunisten schreien, vollkommen vergessen, was eigentlich Diktatur heißt. Das Wort Diktatur bedeutet in allen Sprachen nichts anderes als Gewaltregime . . . Es ist auch ganz klar, daß je schwieriger die Lage der Revolution ist, um so schärfer die Diktatur sein muß.“ Also durch einen permanenten Kriegszustand will der verschnürte Spartakus von Budapest aus die Wunden heilen, die der fünfjährige Krieg uns geschlagen hat! In der Tat — man muß Millionen und Millionen rollen lassen, um für derartige Absurditäten Anhänger zu gewinnen. Solches Werben des Kommunismus mit den verwerflichsten Mitteln des Kapitalismus vergällt uns das Vaterland.

Aber ist es denn wahr? Haben wir keines mehr, seit das alte Oesterreich in den Staub gesunken ist? Ist uns das Wort Vaterland zu einer leeren Hülse, zur tönenden Schelle geworden? Dürfen wir uns dessen nicht mehr erinnern, daß der Boden, auf dem wir leben und leiden, durch eine uralte Kultur geheiligt ist? Daß das Nibelungenlied hier entstanden ist? Daß hier von der lieblichen Gudrun gesungen ward? Daß die Minnesänger, daß Walter von der Vogelweide den Hof der Babenberger verschönten? Ueber Wiens Straßen sind einst Haydn und Mozart gewandert, hier hat Schubert seine Melodien geschaffen, hier Strauß seine leicht beschwingten Walzer. Hier hat Schwind, Gauermann und Waldmüller gewirkt, hier Grillparzer, Raimund, Lenau und Anzengruber gedichtet. Niemand bestreitet es: der Norden Deutschlands ist uns in der Tüchtigkeit über. Aber dem Oesterreicher ist Wertvolleres, Stärkeres und Freieres gegeben: Talent. Und dieser gesegnete Stamm, in dem so viel Geist, so viel innigen und tiefen Gefühles lebendig ist, soll „auf dem Boden der allgemeinen Armut“ einem Idol geopfert werden? Er soll im Elend verkommen, weil einige Jünglinge nichts gelernt haben? Nein! Die großen Geister, die über unsere Erde gewandelt sind, lehren sie uns lieben. Ob das Vaterland groß oder klein ist — gleichviel! Je schmerzensvoller es sich in Krämpfen windet, desto treuer müssen wir es ins Herz schließen. Und wir müssen den letzten Atemzug daransetzen, es aus seiner Drangsal, es vor seinen Rettern zu retten! . . .

Adelina Patti.

Gedenkblatt von **M. Halperson.**

Wie Sonnenschein aus längst vergangenen Tagen zieht es durch mein Gemüt, wenn ich der genußreichen Stunden gedenke, die ich der einzigartigen Kunst der kürzlich im Alter von 76 Jahren ins Grab gesunkenen Adelina Patti verdanke.

Die gütige Natur wollte eine Sängerin schaffen, die ihr Meisterstück werden sollte: sie schuf Adelina Patti, die Tochter des Tenors Salvatore Patti aus Sizilien und der bedeutenden dramatischen Sängerin Caterina Chiesa aus Trastevere, besser bekannt unter dem Namen Barili, der von ihrem ersten Gatten stammte. Der heiße Atem der sizilianischen Landschaft vereinigte sich in dem kleinen Mädchen mit der klassischen Würde des römischen Elementes.

Adelina Patti.

Adelina war eine jener seltenen Erscheinungen, bei denen sich eins zum anderen in seltener Harmonie fügt. Ihr Naturell war ganz Musik, ganz instinktiver Schönheitssinn; ihre Erscheinung bedeutete vollendetes Ebenmaß. „Eine schier ermüdende Vollkommenheit,“ wie ihre Neider sagten, „die zur Monotonie führen mußte,“ die aber durch ein fast kindliches Sprießen und Treiben, das die Diva sich bis in das späte Alter erhielt, immer interessant erhalten wurde. Allerdings „vollkommen“ war sie nicht; es fehlte dieser glänzenden Erscheinung die Seele, das Gemüt, sie repräsentierte eben in allem und jedem das helle Tageslicht, die Klarheit der italienischen Musik. Die Gestalt war nahezu tadellos in ihrer biegsamen Schlankheit, das dunkle Auge leuchtete in bezauberndem Glanze, nur der Mund war unschön, namentlich im sinnenden Ernst. Sie schien eben für das Heitere und Anmutige geboren, so sehr es sie auch nach dem Ernsten, Tragischen zog. Von bestrickender Liebenswürdigkeit war der Künstlerin Benehmen, denn das trotzige Kind, das seinen Neigungen und Antipathien keinerlei Fesseln aufzuerlegen gewohnt war, hatte sich zur tadellosen Weltdame gewandelt. Was dieser starken Individualität versagt blieb, war die Fähigkeit der Emotion. Darin fehlte es ihrer Kunst ebenso wie ihrer ganzen Persönlichkeit.

Dieser Mangel an Emotionsfähigkeit zeigte sich auch in ihren Beziehungen zu ihren Anbetern, deren sie stets, wie natürlich, die schwere Menge hatte. Keiner, der die Sängerin persönlich kannte, zweifelt daran, daß sie tiefer, wirklicher Liebe unfähig gewesen sei. Ihren ersten Gatten, den brillanten Stallmeister und Vortänzer am Hofe des dritten Napoleon, Marquis de Caux, heiratete sie erst, nachdem der Kaiser und Kaiserin Eugenie ein gutes Wort für ihn eingelegt hatten. Sie hatte die Ehre teuer zu bezahlen, denn der Aristokrat warf das von ihr verdiente Geld sorglos durchs Fenster, und die Scheidung mußte sie mit einer Million Francs bezahlen. Auch das Verhältnis zu ihrem zweiten Gatten, dem Tenor Nicolini, war ganz eigenartig. Anfangs „haßte“ sie ihn direkt, und erst nach der schmackhaften Zubereitung einer Lieblingsspeise soll sie sich ihm genähert haben. Sie hat die Verbindung mit dem ihr sehr ergebenen Sängersmanne, dessen Lieblingsbeschäftigung der Fischfang und die Kochkunst war, nie zu bereuen gehabt. War bei dem 1898 Verstorbenen die Liebe dieserart durch den Magen gegangen, so fand sie bei dem sie überlebenden Witwer, Baron Cedarström, den Weg durch das Knie. Cedarström war nämlich ursprünglich der Diva Masseur gewesen. Im Uebrigen wird er als untadelhafter „Gentleman“ geschildert.

An leichter Auffassung, an Feinheit des Gehörs und Treue des Gedächtnisses haben nur wenige Sänger Adelina Patti erreicht. Sie lernte so leicht, daß sie die schwierigste Partie nach mehrmaligem Durchlesen, oft innerhalb weniger Stunden, auswendig wußte; und was sie einmal erfaßt hatte, das blieb ihr bleibendes Eigentum. Nie wiederholte sie eine Partie vor der Vorstellung, nie schrocken vortrat, weiter sang und dabei machte sie den geringsten Fehler. Ihre Intonation war felsenfest. So schildert Hanslick, wie sie anläßlich eines Benefizes nach glänzend gesungenem Schmuckwalzer im „Faust“ eine Viertelstunde lang die lärmenden Huldigungen und Geschenke einer erregten Menge auf der Bühne entgegennahm, um — zur Wiederholung des Walzers gezwungen — mit dem frei angeschlagenen, haarscharf getroffenen Ton einzusetzen, in den das Orchester einfiel. Sicherlich ein Beweis für untrüglichen musikalischen Sinn und Gefühl! Und in der „Nachtwandlerin“ erwies sie sich, als das Orchester bei dieser „Harfenmusik“ aus dem Konzept geriet, als fester Hort, indem sie unerden Takt so sicher angab, daß sie die ganze Situation rettete.

Das Organ der Patti? Wie können dürre Worte blühendes Leben schildern? Diese Stimme glich in ihrer Rundheit und mildem Glanze einer Edelperle, deren Schönheit bei dem achtjährigen Kinde schon zwei erfahrene Musiker wie Arditi und Bottesini bis zu Tränen rührte. Vom tiefen „H“ bis zum dreigestrichenen „F“ war es das üppigste, tadelloseste Instrument, auf dem die Sängerin virtuos spielte. Mit Lächelnder Leichtigkeit löste sie die schwierigsten Probleme; sie galt mit Recht als die virtuoseste, dabei als die letzte Sängerin, die in vollster Rossini'scher Tradition erzogen war. Wohl noch vollkommener als die phantastische Kühnheit ihrer Tonarabesken, die tadellose, blitzblanke Fertigkeit ihrer Passagen, war das zauberhaft gebundene Legato der Künstlerin. Als ich die Patti zuletzt 1895 in London hörte, hatte sich der alte Glanz nach einer Karriere von 45 Jahren (hatte sie doch als siebenjähriges Mädchen 1850 in New York debutiert), in manchem noch wie in ursprünglicher Schönheit erhalten. Ja, sogar als sie 9 Jahre später „zum allerletztenmale“ sang, erinnerten manche Töne noch an jenes Phänomen, das Adelina Patti genannt wurde. Das kam davon, daß die Diva sich stets geschont hatte.

Eine charakteristische Eigenschaft der Patti war ihr Geiz. Sie konnte nicht selten die traurigste Figur spielen, nur um einige Francs zu ersparen. Natürlich warf sie das Geld andererseits mit vollen Händen in alle Winde. Als sie einst nach Wien kam und mit dem üblichen Blumentribut überschüttet wurde, da äußerte sie nach dem zweiten Akt: „Mein liebes Wien! Es war doch stets die Stadt der Gemüse! Nun denn: die Blumen verblühen, aber der Draht bleibt ja brauchbar, und den soll meine Kammerjungfrau sammeln und verkaufen.“

Nichts ist falscher als die bis zum Ueberdruß wiederholte, gänzlich grundlose Behauptung, daß Adelina teils aus Abneigung des Partienstudiums, teils wegen der ihr aus einem solchen Studium erwachsenden Gedächtnisschwierigkeiten immer und ewig mit einem halben Dutzend abgeleierter Opern herumgereist wäre. Wenn sie immer wieder ihre vielbewunderten Leistungen vorführte, so lag das an dem Wunsche der Direktoren, welche diesen teuren Singvogel stets nur in den bewährtesten Glanzleistungen vorführen wollten, damit das ausgelegte sündhaft viele Geld auch recht reichlich wieder in die Kassen zurückströme. Die Patti aber durfte sich mit Recht rühmen, „auf Augenblicks-Ansage“ etwa 45 Partien singen zu können.

Leider befanden sich unter diesen Partien nicht wenige, welche ihrer Eigenart nicht entsprachen, sondern die sie nur aus Eitelkeit oder Trotz einstudiert hatte. Gerade für diese weniger gelungenen Kinder ihrer Kunst aber hatte sie dann die größte Affenliebe. Die „Norma“ Bellini's hätte sie gar zu gern gesungen; für diese hochtragische Partie, welche so ziemlich als die höchste Stufe der Dramatischen galt, fehlte es ihr aber an der gebührend ausdauernden und wuchtigen Stimme. So mußte sie denn auf ihre „Norma“ verzichten, „ihre“ schon aus dem Grunde, weil Adelina zwei Stunden nach einer „Norma“-Vorstellung zur Welt gekommen war, in welcher ihre vielbewunderte Mutter die Titelpartie gesungen hatte! Die „Casta Diva“-Arie soll sie wunderbar schön zur Geltung gebracht haben. War die doch eine jener drei Nummern, welche das siebenjährige Mädchen anläßlich ihres Erstauftretens in New York zum Entzücken des Publikums gesungen hatte.

Konnte sie die tragische Priesterin solcherart auch nicht zwingen, so tat sie sich dafür an anderen, ihr eigentlich versagten Partien gütlich. Da war ihre Valentine in den „Hugenotten“, welche Meyerbeer'sche Oper doch in der Königin Margarete eine so prädestinierte Patti-Partie hatte! War das ein putziges Valentinerl! Daß sie das Meiste ragend schön sang, das war ja zu erwarten, aber was war aus der Heldin geworden! Auch der Patti Aida war recht merkwürdig. Ein Aiderl von perfektester filigranartiger Formenschönheit, gar appetitlich in der braunen Schokoladensauce. Wie mußten da Radames und der wilde Amonasro sich stimmlich mäßigen, um die Königstochter nicht zu übertönen! Daß die Patti auch die Carmen gesungen habe, das habe ich mit Erstaunen in Lahee's Primadonnenbuch gelesen. Das war mir ganz entgangen; doch will ich es dem Schriftsteller aufs Wort glauben, daß sie das Experiment nicht häufig wiederholte, da sie durch die damaligen Carmen-Berühmtheiten — die Lucca und die Minnie Hauck — in den Schatten gedrängt wurde.

Sicher ist, daß Verdi's „Giovanna d'Arco“ in Paris für die Patti aus dem Archiv geholt und neu einstudiert werden mußte. Adelina im Harnisch mit Schwert und Schild soll wie eine Miniaturausgabe der Jungfrau von Orleans erschienen sein. Nicht einmal Gounod's Gretchen „lag“ der großen Sängerin. Aber sicher ist, daß die Patti sich stets als berufene Dramatische fühlte, denn als Eduard Hanslick ihr einst zu ihrer Zerline im „Don Juan“ gratulierte, da erwiderte sie pikiert: „Wieder diese Zerline, diese Lustspiel-Soubrette! Merken Sie es sich: ich bin keine ‚Buffa!‘“ Und schmollend setzte sie hinzu: „Die Donna Anna gebührt mir; sehen Sie, das wäre mein Fall!“ Zum Glück hat sie die Fingerchen doch von diesem gewagten Experiment gelassen.

Worin Adelina perfekt war? In allen jenen Gestalten der italienischen Tonsetzer, in denen sie den Blütenzauber ihres Naturells, die holde Natürlichkeit ihres Wesens, die schalkhafte Grazie ihres Persönchens und die einzigartige Kunst ihrer Stimme in den Dienst stellen konnte. Nie wieder werden wir sie so sehen und hören, die Amina (im „Liebestrank“), die Rosina im „Barbier“, die Martha (in Italien galt diese populäre Oper des Mecklenburgischen Gutsbesitzers v. Flotow stets als „italienisch“), Zerline im „Don Juan“ und im „Fra Diavolo“, Norina im „Don Pasquale“, Linda, Dinorah, Susanna im „Figaro“, ferner die Star-Partien im „Nordstern“, den „Puritanern“, „Crispino e la Comare“, in Gounod's „Mireille“ etc. Sehr gut war sie in der „Traviata“, in der „Lucia“ nur mit starker Einschränkung; ferner sang sie noch die Viella im „Nordstern“, die „Nachtwandlerin“, Gilda im „Rigoletto“, Elvira im „Ernani“ und andere mehr. Man sieht, mit der „singenden Music Box“, als welche man sie vielfach hinstellen wollte, ist es nichts.

Und was ihre virtuosen Gesangsstücke waren? Da tut einem die Wahl wahrhaftig wehe. Dennoch möchte ich als die leuchtendsten ihrer Kronjuwelen einige wenige herausgreifen. So vor allem ihren Gesangwalzer in Gounod's „Romeo und Julie“, den sie — eine der wenigen Beherzten — in der anspruchsvollen hohen Originaltonart G-Dur sang, während die meisten anderen das heikle Stück um einen Ton nach unten transponierten, ihre „Una voce poco fà“-Arie im „Barbier“, welche allerdings stark mit Fioriturenranken durchsetzt war, so daß der alte Rossini sich mit einem Seitenhieb auf Maurice Strakosch, den er haßte, die boshafte Bemerkung erlaubte, das Stück sei ja ganz „stra-cochone!“ (übrigens ein ungerechtfertigter Angriff, denn der wirkliche Lehrmeister der Patti war ihr Stiefbruder Barili gewesen und nicht ihr Schwager und „Manager“ Strakosch, der die Partien mit ihr nur gelegentlich „durchging“.)

Würdig reihte sich den erwähnten Bravourarien an: der „Schattenwalzer“ aus der „Dinorah“, der für sie von ihrem getreuen Dirigentenverehrer Arditi geschriebene Koloraturwalzer „Il Bacio“, der Venzano'schen Koloratur-Schmachtlappen, den sie in die Donizettische „Linda“ einzulegen pflegte, und in welchem sie 17 Takte lang in einem Atem trillerte; die rasend schwere Arie aus Rossini's „Semiramide“, und das erste Allegro aus dem „Trovatore“, dessen Trivialität sie mit ihrem angeborenen Geschmack adelte. War das alles ein Duft- und Farbenschmelz! Noch klingt es mir im Ohr nach! Eines weiß ich: ich werde niemals wieder ihresgleichen hören!

Den Mangel an wirklichem Kunst- und Natur-Verständnis erwies die Sängerin schon mit der Wahl ihres Schlosses und stetigen Aufenthaltsortes Craig-y-Nos in Wales, von dem sie Wunderdinge erzählte, während alle ihre Gäste diesen Herrensitz enttäuscht, kopfschüttelnd verließen. Das Schloß, ursprünglich ein langgestrecktes, behagliches Gebäude, hatte die Diva durch ziellose Anbauten schließlich zu einem wahren Monstrum an Architektonik gestaltet. Hier ein Anbau, dort ein Turm, dann wieder eine Orangerie. Man brauchte einen Führer durch dieses Labyrinth, und keiner der Gäste konnte von seinen Gemächern die überaus prunkhaften Gesellschaftsräume allein erreichen. Dazu mußten die Geladenen am Abend stundenlang den Vorträgen eines riesigen Orchestrions, das zehntausend Dollars gekostet hatte, lauschen.

Ich bedaure, da nicht aus eigner Anschauung sprechen zu können, denn ich hatte es nicht gewagt, einer Einladung der Sängerin nachzukommen. Adelinas Worte hatten gar so merkwürdig gewunden gelautet: „Besten Dank. — und da Sie im kommenden Jahre nach England kommen, so ist es ja nicht ganz ausgeschlossen, daß wir uns auf Craig-y-Nos sehen!“ War das wirklich eine Einladung? Ich wäre ja gern hingegangen, aber das Schicksal eines ähnlicherweise Beglückten hatte mich abgeschreckt. Die Patti hatte nämlich auf einer Reise die Bekanntschaft eines amerikanischen Vaudeville-Artisten gemacht, der sich Marschall P. Wilder nannte, und der es der Diva durch seinen Mutterwitz sowie durch seinen — Buckel angetan hatte. „Nein, haben Sie einen komischen Rücken,“ hatte die Diva gesagt, „Sie müssen nach Craig-y-Nos kommen.“ Als der Arme eines Abends jedoch wirklich seine Aufwartung machen wollte, da wurde ihm bedeutet, er sei nicht willkommen. Da an demselben Abend kein Eisenbahnzug mehr abging, so wurde ihm gestattet, die Nacht im Schloß zu weilen. Wilder aber legte sich nicht nieder, sondern schrieb auf dem eleganten Schreibpapier der Diva mit dem prangenden „Castle of Craig-y-Nos“ die ganze Nacht durch krampfhaft Briefchen an alle seine Freunde und Bekannten. Ob es mir am Ende ebenso ergangen wäre wie ihm? Und ich hatte mich nicht eines Buckels zu rühmen!

Sprichwörtlich sind die künstlerischen Abschiedsvorstellungen der gefeierten Künstlerin geworden. Schon in den achtziger Jahren kündigte ihr großer Impresario Mapleson „letzte“, „unwiderruflich letzte“, „positiv“, „einfach feststehend“ Abschiedsauftreten an. Ich selbst habe später ein halb Dutzend solcher Patti-Farewells mitgemacht. Noch 1895, und dann 1897 und 1899 hieß es so, und sogar noch in diesem Jahrhundert wurde sie wiederholt als definitive Abschiednehmerin angekündigt. Sie war 68 Jahre alt, als man von einem neuerlichen Auftreten sprach, und im Alter von 70 hieß es, sei sie daran, zu Jean de Reszke nach Paris zu eilen, um bei ihm den alten Glanz der Töne noch einmal heraufzubeschwören. Der Krieg vereitelte dieses Vorhaben, aber sicher fühlte man sich dennoch nicht, denn ein „unumstößlich letztes“ Auftreten lag noch in der Luft. Der Tod hat dem ein Ende gemacht: diesmal ist es der **definitive** Abschied einer Künstlerin, wie die Welt kaum eine vorher gesehen und gehört hat. Das schöne Wort Kaiserin Eugenies sollte man ihr aufs Grab legen: „Gott schuf sie und ihre Kunst, einer herrlichen Blume gleich, an einem Festtage!“

Naiv.

Die Mutter findet beim Nachhausekommen auf ihrem Nachttischchen folgenden Zettel ihres Söhnchens: „Liebe Mama, wecke mich, wenn Du nach Hause kommst, um mich zu beruhigen. Ich habe einen Kirschenstein verschluckt“.

Abends 11 Uhr.

Gast: „Wie, die Küche ist schon geschlossen? Kann ich nicht wenigstens ein paar frische Eier haben?“

Wirt: „Ich bedaure — die Hühner schlafen auch schon!“

Bekanntmachung.

Meine Frau und ich, wir geben unser Geschäft auf. Diejenigen, die uns etwas schulden, wollen es an mich zahlen; aber diejenigen, denen **wir** etwas schuldig sind, mögen es mit meiner Frau abmachen.

Pech, Schuster.

Düstere Bilder aus Deutschland.

(Züricher Post.)

Wir im neutralen Ausland haben den Krieg und seine Folgen nicht an uns selbst verspürt. Wohl haben wir versucht, uns ein Bild von den Leiden der Kriegführenden zu machen, dasselbe hat aber viele Lücken, da in ihm Selbstgeschautes und Selbsterlebtes fehlt. Eines können wir vielleicht am leichtesten nachfühlen: den Schmerz der Angehörigen um Vater oder Bruder, um den Ernährer der Familie, um die Stütze der Eltern. Wir können uns vorstellen, wie es den Müttern das Herz zerreißen mußte, wenn sie für ihre hungernden Kinder statt Brot nur Tränen hatten. Heute, nachdem der Krieg vorbei ist, lockert sich nach und nach das tiefe Leiden, das fünf Jahre lang auf den schwergeprüften Völkern lastete. Die Spuren hiervon sind aber noch nicht verwischt, ja sie treten heute erst recht deutlich in Erscheinung.

In den Straßen der Städte treffen wir immer noch eine große Zahl von Uniformen. Des Königs Rock hat aber bei den breiten Schichten der Bevölkerung und bei den Soldaten selbst bedenklich an Achtung eingebüßt. Die beschmutzte und zerfetzte Kriegerkleidung dient vielen arbeitsscheuen Hausierern und Bettlern als Mitleidserreger. Manchen aus den Schützengräben Zurückgekehrten ist im Zivilleben die Uniform die einzige Kleidung, die sie besitzen. Das trifft hauptsächlich bei jenen Krüppeln und Ganzinvaliden zu, die in den Straßen und Cafés der Großstädte um eine milde Gabe bitten. Hier treffen wir Halb- und Ganzblinde, Männer mit schmerzverzerrten Gesichtern, die beide Beine oder Arme verloren haben. Mit allerlei Musikinstrumenten suchen sie die Aufmerksamkeit der Menge auf sich zu lenken, oder sie leiern stundenlang ein eintöniges Soldatenlied. Spitalfarbene junge Menschen, deren Nerven durch die Schlachtenmusik oder durch Verschüttung im Schützengraben vollständig ruiniert sind, sitzen auf dem Asphalt. Am ganzen Körper fortwährend stark zitternd, den Mund fest zusammengepreßt, verfolgen sie die Vorübergehenden mit stierem Blick. Wenn ihnen eine kleine Gabe gereicht wird, danken sie mit leisem Lächeln. — Besteht der Dank des Vaterlandes in einem Bettlerpatent?

Besuchen wir irgendeine Großstadt Deutschlands, im besonderen Berlin, dann zeigt sich dem neutralen Ausländer ein erschreckendes Bild von der demoralisierenden Wirkung, die die Ereignisse der letzten fünf Jahre auf das brave, stolze Volk der Deutschen auszuüben vermochten.

Einem Großteil der Bevölkerung fehlt es am Ernst des Lebens, viele sind arbeitsscheu geworden, sie suchen sich auf alle mögliche Art und Weise Geld zu beschaffen, wobei die bekannte deutsche Treue und Ehrlichkeit in Wegfall kommt.

Das Straßenleben der Großstädte zeigt gegenüber den Vorkriegszeiten ein vollständig verändertes Bild. Neben einer Herde von Bettlern treffen wir eine Unmenge von Straßenverkäufern, beinahe alle ohne behördliche Bewilligung. Sie bieten zu stark übersetzten Preisen Seife, Schokolade und Zigaretten an, Gegenstände, die fast nur im Schleichhandel erhältlich sind. Sozusagen niemand, auch die besseren und obersten Schichten der Bevölkerung, kommt ohne den Schleichhandel aus. Als hauptsächlichste Artikel kommen in Betracht Fleisch, Speck, Fett, Butter, Weißmehl, Zucker, also Eßwaren, dann aber auch Benzin und Benzol. Diese beiden Artikel sind von Privaten auf ehrliche Weise überhaupt nicht zu erhalten, dennoch flitzen in Berlin Tausende von Privat- und Schieberautomobilen herum.

Die Rosen, die an den Straßenecken dem Vorübergehenden angeboten werden, stammen zum Teil aus städtischen Anlagen, wo sie bei Tag- und Nachtzeit ungesehen gepflückt wurden. Die Diebstähle nehmen in erschreckender Weise überhand. In den Hotels sind es die Schuhe und die Wäsche der Gäste, die Messer, Löffel und Gabeln der Wirte, die sehr begehrt sind. Die Zeitungen berichten täglich von Raub. An den Plakatsäulen sind Belohnungen für die Ermittlung von Raubmördern ausgeschrieben. München gibt bekannt, daß es bei Zurückgabe des gestohlenen Heeresgutes 10 Prozent des Wertes als Belohnung aussetzt.

Die deutschen Städte haben den Wirtschaftsschluß, der spätestens auf Mitternacht angesetzt ist. Die Zahl der Cafés, die ihren Betrieb unerlaubterweise erst um diese Zeit eröffnen, ist aber eine so große, daß der Fremde auch ohne großen Spürsinn sehr rasch sich auskennt. Gegen ein Uhr morgens füllen sich diese Lokale bis auf den letzten Platz mit „gemischtem Volk“ an. Mit Mokka, Sekt, Musik, Tanz und anderem werden die Gäste für den Besuch der hinter Gardinen liegenden Spielhölle gefügig gemacht. Daß in diesen Lokalen die „Damenwelt“ sehr stark vertreten ist, ist selbstverständlich, sie spielt hier in äußerst ungeschminkter Weise den aggressiven Teil. Nicht nur hier, sondern auf offener Straße, in Kinobildern und im Seebad macht sich eine ganz besondere Art von Emanzipation der Frau bemerkbar. Zur Ehre der deutschen Frau sei aber gesagt, daß sie sich verzweifelt gegen diese Mißstände, die besonders die deutsche Jugend vergiften, wehrt.

Die Spielwut hat sehr große Massen des Volkes ergriffen. Es handelt sich stets um Glücksspiele mit Würfeln und Karten, Spiele also, bei denen die Geschicklichkeit des Spielers vollständig ausgeschaltet ist. Diese Spiele sind in Deutschland verboten. Unbekümmert um das Verbot treffen wir Spielergruppen am hellichten Tage auf den verkehrsreichsten Straßen, zum Beispiel auf der Friedrichstraße in Berlin. Nach Schluß der Pferderennen im Stadion in Berlin konnte man im nahegelegenen Grunewald Hunderte von kleinen Spieltischen aufgestellt sehen. Als Spieler beobachten wir Soldaten und Offiziere, ärmlich und besser gekleidete Bürger, Männer und Frauen, auch Jugendliche. Leute, die keine ganzen Schuhe, zerrissene und zerlumpte Kleider tragen, spielen hier mit Einsätzen von 1—50 Mark.

Sollen wir diese Leute verdammen? Wir müssen sie bedauern, ihre moralische Verwahrlosung ist die Frucht der Kriegsleiden.

In den Städten treffen wir auch noch die unrühmlichen Spuren der Revolutionszeit. Die Staatsgebäude, die Ministerien, im besonderen die Polizeipräsidien zeigen Tausende von Geschoßeinschlägen — das Ministerium in München, ein aus grau angewittertem Sandstein bestehender Bau, hat dadurch direkt meliertes Aussehen erhalten — böse Narben haben die Granateinschläge hinterlassen. Der Balkon des königlichen Schlosses in Berlin, von dem aus der Kaiser ehemals zu der im Lustgarten versammelten Menge gesprochen hatte, ist durch einen Volltreffer weggefegt worden, Gerüststangen halten die Balkonträger noch fest. Wenig oder nicht benutzte Türen und Tore sind noch verstacheldrahtet. Die übrigen Eingänge sind von Noskegardisten bewacht, bewaffnet mit Stich- und Schußwaffen, Gewehr und Handgranaten. Im Innern dieser Gebäude liegen in Korridoren und Lagerräumen Stacheldrahtzäune gebrauchsfertig bereit. Die Schäden an den Privathäusern, es handelt sich zum Teil um vollständig niedergerissene Gebäude, werden gegenwärtig wieder gut gemacht, nur in München schiebt man die Reparaturen noch hinaus. In weiter Umgebung des Hauptbahnhofes sieht man hier beinahe kein einziges ganzes Schaufenster. Sind nur wenige Einschläge und Risse entstanden, verklebt man sie mit Papier, ist die Zerstörung unbarmherzig, macht man einen Bretterverschlag.

Ist das deutsche Volk am Schlusse seiner Leiden angelangt?

Eines ist sicher. Um das deutsche Volk wieder zur Ruhe und zur Arbeit zu bringen, braucht es Brot und die Aussicht auf wirtschaftliche Entwicklungsmöglichkeit. Hunger und wirtschaftliche Sklavenketten aber führen es dem Ruin entgegen.

Des Arztes Urteil.

Ob sie der Schwester gegenüber ihr Versprechen gehalten hat?

Eine von zehn Schwestern, die zusammenwohnten, wurde plötzlich von der Lungenentzündung befallen, die so ernst aussah, daß man einen Spezialisten kommen ließ, da der Hausarzt allein nicht kompetent genug für den Fall schien. Die Kranke besprach ihren Zustand mit ihrer Schwester und sagte: „Mona, ich möchte gern die wirkliche Ansicht des Spezialisten erfahren. Weder er noch unser Hausarzt würde mir aber klaren Wein einschenken, wenn es wirklich schlimm um mich steht, und doch wäre mir das viel lieber.“

Worauf die Schwester antwortete: „Mach dir keine Sorgen, Liebe, ich werde ins Eßzimmer hinuntergehen und mich hinter die Portiere stellen, sodaß ich jedes Wort hören kann, das der Spezialist zu unserem Hausarzt sagt!“

„Und wirst du es mir auch gewiß sagen, Mona?“

„Du kannst dich darauf verlassen: jedes Wort, das ich vernehme, werde ich wiederholen.“

„Auch wenn ich keine Aussicht auf Wiedergenesung haben sollte?“

„Auch dann,“ versicherte die brave Mona.

Die Stunde der Konsultation kam, und die Schwester stellte sich hinter die Portiere, die das Eßzimmer vom Parlor trennte.

Sie hörte, wie die beiden Aerzte die Treppe hinunterkamen, und einen Augenblick später traten sie in den Parlor. Der Spezialist setzte sich seufzend in einen großen Lehnstuhl, der Hausarzt in einen anderen. Dann folgte ein Augenblick tötlichen Schweigens, in dem Mona ihr eigenes Herz klopfen hörte.

„Mein lieber Doktor,“ sagte dann die große Kapazität langsam, während er zu seinem Kollegen hinübersah, „von allen häßlichen Weibern, die ich je gesehen habe, ist diese doch die häßlichste.“

„Wirklich,“ entgegnete der Hausarzt. „Na, warten Sie mit Ihrem endgültigen Urteil doch lieber, bis Sie die Schwester der Patientin gesehen haben.“

Karlchen liest.

In einem Buche standen die Worte: „Ein reliefartig in der Mitte des Feldes . . .“

Karlchen aber liest: „Ein Reh lief artig in der Mitte des Feldes . . .“

Das Höchste.

„Der Herr Rat soll ja so sehr gewissenhaft alle Verfügungen der Behörde befolgen!?“

„O ja! Wenn er sich Schmalz[illegible] geben läßt, zeigt er seine Fettkarte vor.“

Verdächtig.

„Ich habe meiner Frau ein kostbares Armband geschenkt.“

„Und für wen hattest du es gekauft?“